

Michael Schmolke

## Von der „schlechten Presse“ zu den „guten Medien“

Entwicklung der Katholischen Publizistik  
im 20. Jahrhundert

*Welche Rolle spielte die Katholische Publizistik auf dem Weg in die Moderne, über Weimarer Republik und Nationalsozialismus bis in die Bundesrepublik Deutschland und die Zeit nach dem II. Vatikanum? Dies war die Ausgangsfrage einer internationalen wissenschaftlichen Tagung zum Thema „Katholische Publizistik im 20. Jahrhundert – Positionen, Probleme, Profile“, die vom 25. bis 27. Februar 2010 an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt stattfand. In mehr als zwanzig Vorträgen behandelten Referenten aus unterschiedlichen Fachdisziplinen das Rahmenthema in vielen Facetten. Die Organisatoren der Tagung, Thomas Pittrof und Walter Hömberg, bereiten zur Zeit einen Sammelband vor, in dem alle Referate, ergänzt um weitere Beiträge, veröffentlicht werden. Er erscheint in der Reihe „Catholica. Quellen und Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte des modernen Katholizismus“ (Verlag Alber, Freiburg). Drei ausgewählte Vorträge sind im Folgenden abgedruckt.*

Ehre, wem Ehre gebührt: Die nicht anders denn ironisch zu verstehende Überschrift stammt von meinem Mitherausgeber Walter Hömberg. „Von-bis“-Überblicke sind von Zeit zu Zeit notwendig, wenn sie nicht nur die Zeit einteilen, sondern auch eine Entwicklung aufzeigen wollen, und dies ist in unserem Falle gegeben: Von „schlecht“ zu „gut“ soll es gehen, und ob man das mit Recht sagen darf, soll überprüft werden.

Beginnend mit meinem Habilitationsprojekt habe ich solche Von-bis-Revuen etwa ein halbes Dutzend Mal produziert zwischen 1970 und 2010, also in vierzig Jahren. Dabei habe ich mich stets gefragt, ob meine anfänglichen Thesen noch tragfähig sind, und ich habe nichts Schwerwiegendes gefunden, was geeignet gewesen wäre, sie durch und durch zu widerlegen. Als ich für meine Habilitationsschrift über die leitende Parole von der „schlechten Presse“ forschte und dabei den Staub vieler Bibliotheken und Archive riechen lernte, drängte sich, wenn ich daran ging, die Ergebnisse niederzuschreiben, ein Bild auf: Mit deinem hier entstehenden Text gehst du durch eine Halle, die da benannt ist „Katholische Presse“. Sie ist vom Grundriss her oval, am Anfang eng, am Ende wieder eng. In den Seitenwänden viele Türen. Einige davon habe ich geöffnet. Sie trugen Namensschilder wie „Der Katholik“, „Eos“, „Historisch-politische Blätter“, „Rheinische Volkshalle“,

„Deutschland“, „Literarischer Handweiser“, „Rheinische Volksblätter“, „Kölnische Blätter“, „Augustinus-Blatt“, „Pressekunde“. Andere habe ich nur einen Spalt weit geöffnet: „Alte und neue Welt“, „Stadt Gottes“, „Kölnische Volkszeitung“, „Germania“, „Tremonia“, „Das Zwanzigste Jahrhundert“, „Hochland“, „Der Aar“, „Der Gral“, später „Die Wacht“, „Junge Front“, „Michael“. Im Laufe der Zeit konnte ich viel dazulernen, denn einige der Türen wurden inzwischen von anderen geöffnet<sup>1</sup>, zuletzt auf der Eichstätter Tagung im Februar 2010.

## Die „schlechte Presse“

Das Wort von der „schlechten Presse“, so schrieb ich 1971, sei „für die innerkatholische Publizistik-Diskussion deshalb so wichtig“ gewesen, „weil sich in ihm das Unbehagen an der modernen Medienpublizistik schlagwortartig verdichten ließ“.<sup>2</sup>

Wie kam es dazu? Das 19. Jahrhundert begann, als ob die Französische Revolution nicht umstürzend genug gewesen wäre, mit einem Paukenschlag für das katholische System in Deutschland. Ein Ausschuss des alten Reichstags, die Reichsdeputation, beschloss, die geistlichen Fürstentümer, also die Kur-, Erz- und Hochstifte so wie gleichgestellte Abteien und viele Klöster zu säkularisieren, das heißt zu enteignen und weltlichen Territorien zuzuschlagen. Das bedeutete nicht nur das Ende der von geistlichen Oberhäuptern geführten Reichsterritorien und damit eine durchgreifende Ummodellierung der Landkarte Zentraleuropas und den Verlust der dort versammelten materiellen Werte, sondern auch die Verunsicherung der kirchlich-diözesanen und das heißt auch der pastoralen Leitungs- und Leistungsstrukturen. Die betroffenen Krummstab-Fürsten waren ja nicht nur Landesherrn, sondern auch Oberhirten.

Die Säkularisation und damit der Wechsel des Landesherrn wurde zwar von den Untertanen geduldiger hingenommen, als man es angesichts dieses revolutionären Vorgangs hätte erwarten können. Franz Schnabel nannte ihn einen Raub, Treitschke eine „Fürstenrevolution“<sup>3</sup>, „so hässlich, so gemein und niedrig“.

- 1 Besonders beeindruckt hat mich Klaus Gotto: Die Wochenzeitung Junge Front/ Michael. Mainz 1970.
- 2 Michael Schmolke: Die schlechte Presse. Katholiken und Publizistik zwischen „Katholik“ und „Publik“ 1821–1968. Münster 1971, S. 2.
- 3 Franz Schnabel: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Die katholische Kirche in Deutschland. Bd. 7, Freiburg 1965, S. 19; Heinrich von Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Bd. 1, Leipzig 1927, S. 180 und 182.

„Alle Welt glaubte, es sei zu Ende mit dem römischen Wesen im Reiche; niemand ahnte, dass die Säkularisationen der Macht des römischen Stuhls zuletzt fast ebenso viel Gewinn als Schaden bringen sollten.“ Bis dahin verging einige Zeit, in der z. B. auch die Besetzungen der Diözesen und deren erwünschte neue Einteilung unterblieb. Das trug zur Verunsicherung der Gläubigen ebenso bei, wie es zuvor schon die Ideen der Französischen Revolution getan hatten. Die Kriegsereignisse sowie die abermalige Veränderung vieler Landesgrenzen durch den Wiener Kongress taten ein Übriges. Offensichtlich aber wurde das revolutionäre und postrevolutionäre Gebrodel auch als eine Herausforderung erlebt. Aus ihr erwuchs als Antwort eine veränderte Mentalität, ein neues Bewusstsein, das Phänomen des Katholizismus, so wie in der gleichen Zeit auf die vielen Erscheinungsformen der sozialen Frage der Sozialismus reagierte.

Neues Bewusstsein bedeutete auch Selbstbewusstsein. Es zeigte sich bei Laien und im niederen Klerus, den es ja nun eigentlich als einen „niederen“ nicht mehr gab, ebenso wenig wie es jetzt noch „Kirchenfürsten“ gab – außer dem einen, der da, jenseits der Berge, in Rom saß, völkerrechtlich wiederhergestellt. Auf ihn konzentrierten sich die Interessen der selbstbewusst Gewordenen: Die einen fürchteten ihn als den Einschränkung der gerade erst erweiterten Freiheit, die anderen setzten auf ihn als den Erneuerer der Kirche und vor allem der Einheit als Voraussetzung einer effizienten Kirche: Die über die Berge schauten, die Ultramontanen, wurden so zur Modernisierungskraft der Kirche, der „Ultramontanismus eine Form der Demokratie“.<sup>4</sup>

Der Ultramontanismus war kämpferisch, aber seine Frontlage, die das Entstehen der modernen katholischen Publizistik kreativ provozierte, war so differenziert, dass ich sie hier nicht nachzeichne. Zu den Gegnern gehörten jedenfalls

- die Liberalen, insofern sie Religion, Glaube und Kirche infrage stellten,
- die Staaten neuen Typs, die sich zwar modern gaben, in Deutschland aber nicht wirklich nachrevolutionär waren, auch nicht nach 1848,
- die Protestanten, manchmal prinzipiell, häufiger aber, weil sie mit den Staatsregierungen neuen Typs verbündet auftreten konnten,

4 Karl Buchheim: Ultramontanismus und Demokratie. Der Weg der deutschen Katholiken im 19. Jahrhundert. München 1963, S. 9.

- die eigenen Konfessionsgenossen, falls sie von der reinen Lehre abwichen, so wie z.B. die Adepten der Aufklärung, die Deutschkatholiken oder die Hermesianer,
- später auch die Sozialisten und – gegen Ende des Jahrhunderts – die Modernisten.

Dies alles, hier nur grob skizziert, war ein guter Boden für publizistischen Aktivismus. Nachdem dieser dann erst einmal in die Praxis eingetreten war, also ab 1821 mit der Gründung einer Zeitschrift in Mainz, die sich bezeichnenderweise den Titel „Der Katholik“ gab, taten sich noch zwei weitere Fronten auf:

- die Dichotomie zwischen Idealisten und (journalistischen/verlegerischen) Praktikern sowie
- die Aporie der katholischen Position gegenüber Pressefreiheit versus Kirchentreue, wobei die Höhergewichtung der Letzteren notwendig zur Bejahung der Zensur führen musste.

Die beiden letztgenannten Punkte mündeten in die Formel von der „schlechten Presse“. Was die schlechte Presse der Sache nach war, konnte nach dem Urteil von Katholiken mit Hilfe von Merkmalskatalogen genau beschrieben werden. Einer davon, 1840 in den „Historisch-politischen Blättern“ publiziert, umfasste sechs Punkte, die man als Indikatoren benutzen konnte: Wenn Zeitungen oder Zeitschriften

- quantitativ erfolgreich,
- in allen Volksschichten verbreitet,
- moralisch bindungslos,
- revolutionär orientiert,
- destruktiv und
- staatsdistanziert bis staatskritisch

waren, dann hatte man es mit „schlechter Presse“ zu tun.<sup>5</sup>

Nun hätte man diesem Zustand mit einer „guten Presse“ entgegenarbeiten können, aber auch sie hatte ihre Makel: einen objektiven, indem sie eben nicht erfolgreich und allgemein verbreitet war, und einen psychologisch-subjektiven, insofern sie Presse war und also auch – bis zu einem gewissen Grad jedenfalls – schlechte Presse, weil sie der Pressefreiheit bedurfte; das heißt, auch sie, die gute, war einem Prinzip der Revolution verbunden. „Die Presse, wie sie sich heute ausgewachsen hat, ist ein großes Übel; unsere katholische Presse

5 O. A.: Die gute und die schlechte Presse. In: Historisch-politische Blätter (HPB), 5. Bd. 1840/I, S. 152-159. Zusammenhänge bei Schmolke: Schlechte Presse, S. 57-63.

ist etwas Gutes, weil sie das kleinere Übel ist.“<sup>6</sup> Mit diesem Diktum von Joseph Lukas, der einer der gescheitesten katholischen Kritiker des Gesamtsystems Presse im 19. Jahrhundert war, wurde – ich bin geneigt zu sagen – die Theorie des minus malum festgeschrieben. Alles was vorher geschehen war und künftig geschehen sollte auf diesem Feld, „das ursprünglich nicht unser ist“<sup>7</sup>, war vom Verdikt des minus malum verdunkelt und beeinträchtigt. Ihr könnt euch anstrengen, so viel ihr wollt, sprach Mutter Kirche (auch wenn sie es so gar nicht sagte), aber sobald ihr Presse macht, spekuliert ihr auf ein revolutionäres Prinzip, nämlich auf die Pressefreiheit, und diese ist, wie uns Gregor XVI. gelehrt hat, „höchst verderblich [...] niemals genug verflucht und verabscheuenswert“<sup>8</sup>. Ihr seid Revolutionäre, ihr seid Modernisten, Diversanten, Dissidenten, es sei denn, ihr sucht die „sichere Gründung und feste Gliederung des Unternehmens durch die kirchliche Autorität“<sup>9</sup>.

Drei Vorgaben bestimmten so gut wie alle katholischen und katholizistischen Schritte in die notwendig demokratisch fundierte Publizistik des 19. Jahrhunderts: erstens der Schock ebenso wie die Herausforderung der Säkularisierung, zweitens die Begegnung mit der janusköpfigen Pressefreiheit und drittens das minus malum-Verdikt, die Kritik und das Misstrauen aus den eigenen Reihen.

*Punkt 1* bestimmte die Frühphase: Wir sind arm an Erfolgen, weil man uns so übel mitgespielt hat, weil nach Revolution und Säkularisation alle gegen uns sind. Bald aber zeigte sich, dass der ersten Herausforderung weitere folgten und dass ihre Provokationen durchaus kreative Reaktionen auslösen konnten.

*Punkt 2*, der Umgang mit der ambivalenten Pressefreiheit, die zwar nicht im Sinne des Heiligen Vaters war, zugleich aber nützlich, ja geradezu unabdingbar im Abwehrkampf gegen Liberale, gegen Protestanten, Preußen etc., er wurde pragmatisch entschärft. „Die offenkundige Disparität trieb die Katholiken zum Mitrufen nach der Pressefreiheit“, schrieb 1845 der Kölner Erzbischof Johannes von Glissel an den bayerischen König Ludwig I.<sup>10</sup>

6 Joseph Lukas: Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung. Regensburg 1867, S. 116.

7 O.A.: „Die katholische Presse Deutschlands“. In: HPB, 48. Bd. 1861, S. 84-88, hier S. 85.

8 Gregor XVI.: Enzyklika Mirarivos. 1832. Hier zit. nach Giselbert Deussen: Ethik der Massenkommunikation bei Papst Paul VI.. Paderborn 1973, S. 26.

9 [Wilhelm Molitor:] Die Großmacht der Presse. Regensburg 1866, S. 20.

10 Brief vom 22.12.1845.; zit. bei Otto Pfülf: Cardinal von Geissel. 2 Bde., Freiburg 1895/96, hier Bd. I, S. 306.

*Punkt 3*, die Belastung durch das minus malum-Verdikt, aber schleppte sich in abgeschwächter Form bis ins 20. Jahrhundert hinein.

Noch in den späten 1920er Jahren wurde heftig über die Frage diskutiert, ob es denn überhaupt katholische Generalanzeiger geben dürfe, also Nachrichtenzeitungen, die auch ans Geschäft denken und nicht bei jeder Gelegenheit die katholische Gesinnungsfahne heraushängen lassen. Oder ob nicht allein der „alle moderne Gestaltung ablehnende Eberletyp“ zulässig sei, d.h. streng katholische Gesinnungsblätter, wie sie der einflussreiche katholische Publizist Josef Eberle in der von ihm herausgegebenen „Schöneren Zukunft“ propagierte.<sup>11</sup> Inzwischen gab es sie: ganz normale katholische Tageszeitungen, einige von ihnen durchaus auch quantitativ erfolgreich. Bis dahin hatte viel geschehen müssen. Damit sind wir endlich auch im 20. Jahrhundert.

### Wandel im Denken, Wandel in der Sache

Katholische Publizistik im 20. Jahrhundert ist ohne die aus dem 19. Jahrhundert stammenden Voraussetzungen nicht zu verstehen. Man könnte im Hinblick auf diese Vorgeschichte vom langen 19. Jahrhundert sprechen. Immer wieder hatte es Herausforderungen gegeben: das Kölner Ereignis 1837, die Revolution 1848, den österreichisch-französischen Krieg in Italien 1859 und schließlich – heute sagt man wohl „finalisierend“ – den Kulturkampf (1871–1878ff.). Immer wieder war katholischen Publizisten und solchen, die es werden wollten, der Kragen geplatzt, ungeachtet der innerkatholischen Kritik, die seit den 1860er Jahren an Intensität und Schärfe, aber auch an Qualität gewann.<sup>12</sup> Vom katholischen Pressestreit über „farblose Presse“, Inferioritätsdiskussion und Modernismusstreit bis zur Apostolatsfrage in den 1920er Jahren: alles trieb letzten Endes die Entwicklung des Selbstbewusstseins katholischer Verleger und Journalisten voran. Der stärkste Antrieb kam von außen, der bereits erwähnte Kulturkampf. Die auf der Kanzel mundtot gemachten Pfarrer und Kapläne, die „Sperrlinge“, schufen sich in der

11 Vgl. dazu Schmolke: *Schlechte Presse*, S. 238. Zu Eberle: Barbara Hofer: *Josef Eberle. Katholischer Publizist zwischen „Monarchie“ und „Schönere Zukunft“*, Diss. Salzburg 1995.

12 Dazu Michael Schmolke: *Zur Gliederung der katholischen Pressegeschichte Deutschlands*. In: *Communicatio Socialis*, 3. Jg. 1970, S. 311-327.

„Kaplanspresse“ ihr Sprachrohr.<sup>13</sup> In der Zentrumsparterie erwuchs das politische Rückgrat.

Die Welle der Kleinzeitungsgründungen (mindestens 90), erwies sich als erstaunlich stabil, und auch zwei Blätter „im großen Stil“, wie man sie jahrzehntelang herbeigewünscht hatte, konnten Fuß fassen: die aus den „Kölnischen Blättern“ (1860) hervorgegangene „Kölnische Volkszeitung“ und die „Germania“ in Berlin (1871). Die Gründung des Augustinus-Vereins zur Pflege der katholischen Presse (1878) symbolisierte die Konsolidierung des Erreichten.<sup>14</sup>

Um die Jahrhundertwende entstanden, nach dem Vorangehen der „Stimmen aus Maria Laach“ (1865; ab 1914 „Stimmen der Zeit“), auch Kulturzeitschriften vom Rundschau-Typ, welche die Diskussion auf den höheren Rängen aufzunehmen in der Lage waren.

Für das Stichjahr 1912 habe ich vor 20 Jahren aus gegebenem Anlass<sup>15</sup> einen zusammenfassenden Überblick versucht, den ich hier in stark komprimierter Form rekapituliere: Wenn es der katholischen Presse in Deutschland jemals wirklich gut ging, dann gewiss im Jahre 1912. Der Modernismus-Streit war fast ausgestanden, die „Kölnische Volkszeitung“ genoss hohes Ansehen, das Zentrum bewegte sich „aus dem Turm heraus“, die katholischen Zeitschriften blühten, die Sonntagsblätter entfalteten immer größere Vielfalt, die katholischen Tageszeitungen zählten mehr als 400 Titel. Beeindruckend war das Wachstum: 1881: 221 Zeitungen, 1890: 288, 1903: 378 und 1912: 446!

Wie war da auf einmal der geistige Knoten geplatzt? Aber auch: Woher kam das Potenzial, das diesem Wachstum Kraft gab? Ein Teil der Erklärung lässt sich auch aus sozialhistorischer Analyse gewinnen. Die Zahl der „kleinen Leute“ im Deutschen Reich, also der Arbeiter und Kleinbürger, war im Laufe des 19. Jahrhunderts erheblich gewachsen. Die Katholiken als Konfessionsgenossenschaft, einst in den preußisch dominierten Teilen des Deutschen Bundes und später

13 Besonders anschaulich zu dieser Phase Ulrich Fohrmann: Trierer Kulturkampfpublizist im Bismarckreich. Leben und Werk des Preßkaplans Georg Friedrich Dasbach. Trier 1977. Ferner: Josef Lange: Die Stellung der überregionalen katholischen deutschen Tagespresse zum Kulturkampf in Preußen (1871–1878). Bern, Frankfurt a. M. 1974.

14 Dazu Wilhelm Kisky: Der Augustinus-Verein zur Pflege der katholischen Presse von 1878 bis 1928. Düsseldorf 1928.

15 Michael Schmolke: Katholische Presse in Deutschland von 1912 bis 1987. In: Presse und gesellschaftlicher Strukturwandel. Symposium zu Ehren des 75. Geburtstags von Prof. Dr. Karl Bringmann. Dortmund 1989, S. 29-44.

überhaupt im Bismarckischen Reich, hatten stets einen überproportionalen Anteil an „kleinen Leuten“ gestellt. Aber die „kleinen Leute“ waren, was ihre sozialen Rechte und ihr politisches Bewusstsein angeht, nicht mehr dieselben wie in der ersten Jahrhundert-Hälfte und eigentlich auch noch in und nach der 1848er Revolution. Ungefähr zeitgleich mit dem Ende des Deutschen Bundes hörten sie auf, mundtot zu sein.

Die Parteien der zweiten Generation, aus denen später die Volksparteien entstanden – in Deutschland also Sozialdemokraten und Zentrum –, waren teils ganz (Sozialdemokraten) und teils auch Parteien der „kleinen Leute“ (Zentrum bzw. Christlich-Soziale in Österreich). Das neue Reichstagswahlrecht hatte Katholiken aller Schichten, die sich generell als underdogs fühlten, politisch zusammenrücken lassen.

Um zur Publizistik zurückzukehren: Beiden in nuce-Volksparteien schenkte die Geschichte die Gnade der besonderen Herausforderung. Kulturkampf hier und Sozialistengesetz dort stärkten genau das, was sie hatten treffen sollen. Auch die Presse beider Richtungen ging gestärkt aus der Herausforderung hervor – gestärkt, soweit es um das Selbstbewusstsein und die Quantität geht. Die Qualität hätte dann eigentlich nachwachsen müssen, aber da hatte man schon wieder wesentlich Wichtigeres, eben den internen Kampf um die „reine Lehre“, im Kopf.

Dieser interne Kampf fand nun in den 1920er und 1930er Jahren neue Ausprägungen. Sie hatten folgende Ursachen:

- Es gab einen innerkatholischen Wandel in der Beurteilung der Presse.
- Es traten zwei „Neue Medien“ auf den Plan, nämlich Film und Rundfunk.
- Im Nationalsozialismus entwickelte sich eine neue Ideologie, welche die Kirche als Ganze in Bedrängnis brachte.

### *Zu 1: Eine neue kirchliche Sicht auf die Presse*

Vom minus malum war im 20. Jahrhundert weniger die Rede, was angesichts der halbwegs konsolidierten Situation verständlich ist. Stattdessen drehte die Kirchenleitung jetzt den Spieß um: Wenn die Presse schon nicht verdammenswert ist, dann könne man sich doch dieses neuen Mittels bedienen. Der Medieninstrumentalismus der Kirche war geboren, der 1963 im ersten Dekret des Zweiten Vatikanums noch einmal zementiert wurde: „De instrumentis communicationis socialis“ (Inter mirifica). Die neuen Vorgaben lauteten: die Presse als Mittel der Verkündigung, des Apostolats und der Pastoral – wenig später,



unter dem Druck des Nationalsozialismus auch als „Sprachrohr des Bischofs“. (Die Praktiker – katholische Verleger und Journalisten – hatten inzwischen andere Sorgen: Inflation und Weltwirtschaftskrise brachten ihre Unternehmen in schwerste Bedrängnis.)

### *Zu 2: Film und Rundfunk*

Die Einstellungen der Kirche und des Katholizismus zu den beiden ersten Neuen Medien des 20. Jahrhunderts, Film und Rundfunk, entwickelte sich ganz anders als 80 bis 100 Jahre zuvor das Verhältnis zur Presse. Es wurden zaghafte, aber deutlich erkennbare Vereinnahmungsstrategien entwickelt. Auf dem Aachener Katholikentag 1912 wurde der erste große Antrag „betr. Kinematographentheater“ gestellt. Im „Kino-Reform-Antrag“ ging es darum, den „Kulturwert der Lichtbühne“ anzuerkennen, natürlicherweise auch um der Abwehr willen gegen die „vergiftenden Auswüchse des Kinos“. <sup>16</sup> Aber man wurde auch konstruktiv. In Mönchengladbach entstand 1909 die Lichtbilderei des Volksvereins für das katholische Deutschland, die, auch wegen ihrer Zeitschrift „Bild und Film“, bald Anerkennung in der Fachwelt fand. Zwar konnten nicht das ganze katholische Lager und schon gar nicht die sorgenden Bischöfe gewonnen werden. Aber in den 20er Jahren entstanden sogar Filmproduktionsfirmen, allerdings finanziell schwach auf der Brust. 1928 gab es einen internationalen Durchbruch in Gestalt der Gründung des „Office catholique international du cinéma“ (= OCIC). <sup>17</sup>

Auch dem Rundfunk, seit 1923/24 in Deutschland und Österreich etabliert, wandte man sich zu. Schon 1927 entstand die „Rundfunkarbeitsgemeinschaft der deutschen Katholiken“ im Rahmen des Zentralbildungsausschusses der katholischen Verbände Deutschlands, und 1928 wurde das „Internationale Katholische Rundfunkbüro“ (später UNDA) gegründet. <sup>18</sup> Fazit: Die beiden Neuen Medien wurden auf die Schiene Bildungsarbeit gesetzt, damit allerdings auch bis zu einem gewissen Ausmaß vor dem Zugriff der reinen Lehre geschützt.

### *Zu 3: Eine Herausforderung neuen Typs: der Nationalsozialismus*

Damit beginne ich ein neues Kapitel.

<sup>16</sup> Vgl. Schmolke: Schlechte Presse, S. 219f.

<sup>17</sup> Vgl. Heiner Schmitt: Kirche und Film. Kirchliche Filmarbeit in Deutschland von ihren Anfängen bis 1945. Boppard 1979, S. 40f.

<sup>18</sup> Vgl. Günter Bauer: Kirchliche Rundfunkarbeit 1924-1939. Frankfurt a. M. 1966, S. 38f.

## Die Erfindung des Bistumsblatts

Die Presselenkung der NSDAP, seit 1933 mit Regierungsgewalt ausgestattet, unterdrückte zwar nicht sehr viele katholische Presseerzeugnisse direkt, presste jedoch die katholische bzw. zentrumsnahe Tagespresse in ein ökonomisch aussehendes, aber politisch konzipiertes Auffangsystem, meist in die Phönix-, teilweise auch in die Vera-GmbH. Zuvor war bereits die Entkatholisierung dieser Blätter durchgesetzt worden. Sie durften weiter erscheinen, aber nicht mehr als katholisch firmieren. Dieser, Gleichschaltung genannte, Prozess betraf, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die gesamte bürgerliche Tagespresse. Vorerst weiter existieren und katholisch bleiben durfte der Großteil der Zeitschriftenpresse. Ein Teil davon war sogar besonders geschützt, und zwar aufgrund einer Formulierung im eilig abgeschlossenen Reichskonkordat von 1933 (paraphiert am 8.7., in Kraft getreten am 10.9.1933). In seinem Artikel 4 heißt es, dass (neben anderen Publikationen der Kirche) „amtliche Diözesanblätter [...] ungehindert veröffentlicht“ werden können; das heißt nicht mehr und nicht weniger, als dass sie den pressenspezifischen NS-Regelungen (Kulturkammergesetz, Schriftleitergesetz) nicht unterworfen waren.

Aber was waren „amtliche Diözesanblätter“? Von kirchlicher Seite hätte man zunächst nur an die Amtsblätter der Diözesen denken können. Aber was dann im Sommer 1936 geschah, als die Reichspressekammer die katholischen Zeitschriften zur Gänze den Regelungen der Presselenkung unterwerfen wollte, gehört „inter mirifica“ zur katholischen Pressegeschichte im Dritten Reich. Beide Seiten eierten um den Begriff „amtliche Diözesanblätter“ herum.<sup>19</sup> Man einigte sich auf den neuen, durchaus unamtlichen Begriff „Bistumsblatt“. „Unter der allgemeinen Bezeichnung ‚amtliche Diözesanblätter‘ musste die Kurie alle kirchenamtlichen Publikationen zusammenfassen, auch die, die für die Laien bestimmt waren und die unterschiedlichsten Bezeichnungen führten, wie Sonntagsblätter, Kirchenzeitungen oder Diözesanblätter.“<sup>20</sup>

Und nun geschah das zweite Wunder: Die Reichspressekammer wünschte dafür den Begriff „Bistumsblatt“ zu sanktionieren. Allerdings schrieb sie gleichzeitig die Einführung eines bisher unbekann-

19 Dazu Manfred Hüsgen: Die Bistumsblätter in Niedersachsen während der nationalsozialistischen Zeit. Hildesheim 1975, S. 119-121.

20 Ebd., S. 121.

ten Zustandes vor: „Grundsätzlich kann in einem Bistum nur ein Blatt als kirchenamtliches Organ des Bistums bestimmt werden. Die Bestimmung erfolgt durch eine Erklärung des Bischofs.“<sup>21</sup>

Was einerseits, jedenfalls bis zur 1941 folgenden endgültigen Ausschaltung der im Dritten Reich deutlich gewachsenen katholischen Zeitschriftenpresse, Schutz für viele Blätter bedeutete, stellte andererseits einen Zustand her, der die verbleibenden Titel den Bischöfen unterordnete. Das war diesen, als sie erst einmal bemerkt hatten, was das Zauberwort „Bistumsblatt“ auch bedeuten konnte, durchaus willkommen. Zunächst handelte es sich dabei nur um eine vage umgrenzte Schutzzone, in welcher die „Schriftwalter“ (nicht „Schriftleiter“: diese waren voll Pressekommission-pflichtig und dem Schriftleitergesetz unterworfen) bis 1941 vorsichtig vor sich hinwalten konnten: keinen politischen Mucks von sich geben und keinen Hirtenbrief veröffentlichen!

Die Tageszeitungen waren, abgesehen von Verbotsopfern der frühen Presselenkungsjahre, gleichgeschaltet oder wirtschaftlichen Problemen zum Opfer gefallen. Was geschah mit den 416 katholischen Zeitschriften, die es nach einer Statistik gab, die Pressebischof Konrad von Preysing im Mai 1936 vorstellte?<sup>22</sup> Nur 84 davon waren, aus kirchlicher Sicht, „kirchenamtliche Blätter“ – aus der Sicht der Reichspressekommission hätten es bald nur noch 26 sein dürfen. Für die anderen galt die Schutzglocke nicht, sie mussten mehr oder weniger auf eigene Gefahr durchtauchen<sup>23</sup>, ehe sie die Einstellungsanordnung erreichte, meist mit Papierknappheit begründet.

## Die Wiedergeburt der katholischen Publizistik

Nach Kriegsende verboten die Besatzungsmächte zunächst einmal alle von Deutschen herausgegebenen Medien, also Presse, Rundfunk und Film. Für Neugründungen wurden Lizenzsysteme installiert, die von den vier Alliierten verschieden gehandhabt wurden. Kirchliche bzw. im weiteren Sinne katholische und evangelische Printmedien stiegen bei der Lizenzvergabe nicht schlecht aus. Die Besatzungsbehörden „behandelten die Kirchen nach 1945 bevorzugt, denn sie

21 Karl Aloys Altmeyer: *Katholische Presse unter NS-Diktatur. Die katholischen Zeitzeugen Deutschlands in den Jahren 1933 bis 1945*. Berlin 1962, Dokument 149, S. 133.

22 Ebd., Dokument 108, S. 95-98.

23 Vgl. dazu Gottfried Beck: *Die Bistumspresse in Hessen und der Nationalsozialismus 1930-1941*. Paderborn 1996, S. 308f.

hielten sie für die einzigen Institutionen, die den Nationalsozialismus integer überdauert hatten“.<sup>24</sup> Schon in den ersten Nachkriegsjahren entstanden in den Westzonen als Kerngruppe der katholischen Pressepublizistik die diözesanen Kirchenzeitungen, dieses Mal rigoros nach dem 1936 erfundenen Muster „Bistumsblatt“. Man vergesse nicht, dass dieser trotz seines Niedergangs bis heute erfolgreichste Typ der katholischen Presse aus dem „Überschneidungsfeld dreier Interessen“ erwachsen ist, „die drei gänzlich verschiedenen Welten entstammen und dennoch eines gemeinsam haben: die Idee der Kontrolle durch Autoritäten. NS-Presselenkung, Lizenzpolitik und bischöfliche Verantwortung für kirchennahe Medien hielten Medienkontrolle aus verschiedenen Gründen für erstrebenswert.“<sup>25</sup>

Nach 1945 waren die diözesanen Kirchenzeitungen tatsächlich vom jeweiligen Ortsordinarius herausgegebene Bistumsblätter und als solche auch Monopolblätter. Ungeachtet der Tatsache, dass sie inmitten der reich wiederaufblühenden Zeitschriftenpresse die größte Gruppe waren und blieben, haftete ihnen der Geruch des Kontrolliert-Seins an, und Auseinandersetzungen zwischen Herausgebern einerseits und Verlegern sowie Redakteuren andererseits überschatteten so manche Phase einzelner Kirchenzeitungen. Es waren diese Auseinandersetzungen, die eine totale Gewöhnung an das Krummstabregiment verhinderten und den Gedanken freier journalistischer Arbeit am Leben hielten.

Viele Zeitschriftengründungen nach Kriegsende waren dem Titel oder dem Typ nach Wiedergründungen. Ein Typ war neu: die katholisch fundierte politische Wochenzeitung, konkret der „Rheinische Merkur“, das „Echo der Zeit“ und die „Allgemeine Sonntagszeitung“. Angesichts der nicht restaurierbaren Tagespresse war ihre Entstehung nicht überraschend. Allerdings wurde keines dieser Blätter ein durchschlagender Erfolg. Nachdem die liberale Hamburger „Zeit“ sich als stilprägend durchgesetzt hatte, gewann auf der katholischen Seite ein Gedanke aus dem 19. Jahrhundert wieder Lebenskraft: die Sehnsucht nach dem Blatt „im großen Stil“. Das sollte Folgen haben. Davon weiter unten.

Für Film und Rundfunk wurden zeitgemäße Lösungen gefunden. Nach schlechten Erfahrungen mit katholischen Filmproduktionsfirmen – ausgerechnet 1933 ging die Leo-Film in Konkurs<sup>26</sup> – verzich-

24 Doris von der Brélie-Lewien: *Katholische Zeitschriften in den Westzonen 1945-1949*. Göttingen. Zürich 1986, S. 48.

25 Michael Schmolke: Die kirchlich-konfessionelle Presse. In: Jürgen Wilke (Hg.): *Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland*. Köln 1999, S. 350-374, hier S. 351.

26 Vgl. Schmitt: *Kirche und Film*, S. 78f.

tete man vorerst auf praktische Aktivitäten. Der Film wurde in der pastoralen Arbeit verankert, und aus der moralischen Filmbewertung gingen die Katholische Filmkommission für Deutschland und die Zeitschrift „Filmdienst“ (1947) hervor, aus welcher sich trotz vielfacher Kritik an den Film-Benotungen eine der höchst geachteten Filmzeitschriften Deutschlands entwickelte.<sup>27</sup>

Bei der Wiedererrichtung des Rundfunks setzte sich, als die Besatzungssender an deutsche Betreiber übergeben wurden (z. B. NWDR 1948), in den Westzonen das britische Modell des öffentlich-rechtlichen Rundfunks durch. Die Aufsichtsgremien der Anstalten wurden pluralistisch konzipiert, und in ihnen fanden die Kirchen (als gesellschaftlich relevante Gruppen) überall ihren Platz. Sie halten ihn bis heute besetzt und nutzen ihn. Seit einiger Zeit wird jedoch wieder über katholischen Rundfunk diskutiert, der außerhalb des öffentlich-rechtlichen Systems zu operieren hätte. Probelaufe gibt es bereits.

Im Zentrum der Aufmerksamkeit für katholische Publizistik der Nachkriegszeit stand jedoch stets die Presse. Eine Vielzahl von Verlagen wurde neu- oder wiedererrichtet. Periodika konnten spätestens ab 1949 frei gegründet werden. Die innerkatholische Diskussion, deren Resultat am Ende des 19. Jahrhunderts ein bemerkenswerter Aufbruch gewesen war, flammte vorerst nicht wieder auf. Von minus malum war keine Rede mehr, und kaum jemand nahm Anstoß daran, dass überwiegend Kleriker zu Chefredakteuren der Bistumsblätter und auch vieler anderer Zeitschriften bestellt wurden. Aber es fiel doch auf, und so stellte sich aufs Neue die Frage, was denn wichtiger fürs Blattmachen sei: ein mit der Weihe abgeschlossenes Theologiestudium oder die journalistische Professionalität, deren Träger meistens Laien waren.

Bischöfe und andere Amtsträger griffen alte Formeln wieder auf: Instrumente der Verkündigung und des Apostolats, Arm der Seelsorge, Sprachrohr des Bischofs. Zwar gab es Tagungen, die sich die Frage stellten, was denn eigentlich die Funktionen der Massenmedien seien. Aber von den Zahlen her brauchte man sich keine Sorgen zu machen, vielleicht außer der einen, warum es denn nach 1945 fast nirgendwo gelungen war, eine katholische Tageszeitung zu gründen. Die Zahlen sahen gut aus: 1963 soll es rund 400 katholische Printtitel gegeben haben, mit einer kumulierten Gesamtauflage von 16 Millionen Exemplaren – wie immer man das auch berechnet haben mag.

27 Dazu Thomas Schatten: 50 Jahre film-dienst. Düsseldorf, Köln 1997.

Genau wusste man es, dank der sorgfältigen Buchführung der Arbeitsgemeinschaft Kirchliche (später: Katholische) Presse (AKP), von den 22 wöchentlich erscheinenden Bistumsblättern: Im Jahr 1963 hatten sie eine Gesamtauflage von 2,45 Millionen Exemplaren.<sup>28</sup> Seitdem ging es bergab – nicht dramatisch, aber regelmäßig und anscheinend unaufhaltsam. 2009 betrug die Gesamtauflage aller Bistumsblätter in Deutschland nur mehr rund 700 000. In der gleichen Zeit (ab 1963) begann die Zahl der Dominikanten zu sinken. Im Jahr 1963 beschloss das Zweite Vatikanum das Dekret „Inter mirifica“, das zwar ob seiner partiellen Rückwärtsorientierung viel gescholten wurde, aber dessen ungeachtet die erste gesamtkirchlich sanktionierte Äußerung war, die die Massenkommunikation nicht mehr ausschließlich unter den Gesichtspunkten der Kirchenzucht und des In-Dienst-Nehmens betrachtete. Hier ist jedoch eine Rückblende notwendig.

### Rückblende und neue Ideen

Im Jahre 1950 hatte Pius XII. eine Ansprache vor dem III. Internationalen Kongress der katholischen Presse halten wollen. Dazu kam es nicht, weil er erkrankte. Der Text erschien im „Osservatore Romano“ und in den „Acta Apostolicae Sedis“ (XLII, 1950, S. 251-257). Darin beschrieb Pius XII., 114 Jahre nach Gregor XVI., das Phänomen der Öffentlichen Meinung in treffenden Bildern, und er erklärte deren Funktion als wesentlich für die menschliche Gesellschaft: „[...] wo man das Fehlen von Äußerungen der öffentlichen Meinung feststelle, müsse man darin, ungeachtet der Ursachen, einen Mangel, eine Schwäche, eine Krankheit des gesellschaftlichen Lebens sehen.“<sup>29</sup>

Der Versuch, „die Stimme der Bürger“ zu unterdrücken, sei „ein Attentat auf das natürliche Recht des Menschen, eine Verletzung der Weltordnung, wie Gott sie errichtet hat“. Das zielte aktuell auf kommunistische Diktaturen, war aber, nimmt man den Papst beim Wort,

28 Dazu Manfred P. Becker: Die Bistumspresse in der Bundesrepublik Deutschland. Fünfteilige Folge. In: *Communicatio Socialis*, 3. und 4. Jg. 1970/1971. Ferner Michael Schmolke: Die deutsche Bistumspresse von Analyse zu Analyse. In: *Communicatio Socialis*, 29. Jg. 1996, S. 271-289 und neuerdings Christian Klenk: Letzte Chance für die Bistumspresse. Die Auflage schrumpft stetig, doch bei der Suche nach Lösungen herrscht Uneinigkeit. In *Communicatio Socialis*, 43. Jg. 2010, S. 3-26.

29 Schmolke: Schlechte Presse, S. 277.

nicht mehr und nicht weniger als die Anerkennung der öffentlichen gesellschaftlichen Kommunikation als Naturrecht.

Experten haben diese Sätze immer in Erinnerung behalten, auch wenn die Kirche als Ganze davon nicht bewegt wurde. Diese Sätze waren die Wende, aber sie brachten sie nicht. Gestützt auf das Wort Pius' XII. hätte man zweierlei tun können: erstens, ihn beim Wort nehmen und eben dieses Wort auf das wirklich Gemeinte überprüfen, und zweitens mit dem Umdenken beginnen – weg vom Instrumentalismus und hin zur Anerkennung der Eigengesetzlichkeit der Massenmedien. Dies wäre durchaus im Respekt vor dem naturrechtlichen Gedankengang möglich gewesen. Aber man tat wenig dergleichen, und wenn überhaupt, dann im Lager der Journalisten und Publizisten. Im Übrigen fehlte die Herausforderung. Es lief ja alles recht gut. Jugendzeitschriften und sonstige „Standespresse“ galten als stabil, die Missionsblätter waren weit verbreitet, und selbst die zur Dissidenz neigenden Kulturzeitschriften hatten noch nicht zu kämpfen. Aus dem Block der kirchlichen Massenpresse, den Bistumsblättern, flossen Überschüsse in die Haushalte der Diözesen. Als die Gesamtauflage ab 1964 zu sinken begann, war man überrascht, denn noch hatte kaum jemand die Entwicklung zu beobachten begonnen.

Die AKP veröffentlichte Quartal für Quartal die Auflagedaten, von einem bestimmten Zeitpunkt ab korrekt nach IVW. Die Begleittexte zu den Zahlen waren anfangs beschönigend – verständlich, denn es ging nur um wenige Prozentpunkte pro Jahr. Man begann jetzt nach Ursachen und Zusammenhängen zu fragen. Während die ersten pastoralsoziologischen Untersuchungen durchgeführt wurden – ich erinnere hier nur an die beiden Begleitbände zur Würzburger Synode<sup>30</sup> und an die frühen Arbeiten von Paul Zulehner<sup>31</sup> – stellte sich die AKP zum ersten Mal ernsthaft und nachdrücklich die beiden Kernfragen:

- Welche Menschen lesen uns und welche nicht?
- Was erwarten die Menschen von der Kirchenpresse eigentlich?

30 Gerhard Schmidtchen: Zwischen Kirche und Gesellschaft. Forschungsbericht über die Umfragen zur Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Freiburg 1972; Karl Forster (Hg.): Befragte Katholiken. Zur Zukunft von Glaube und Kirche. Auswertungen und Kommentare zu den Umfragen für die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Freiburg i. Br. 1973.

31 Paul Michael Zulehner: Wie kommen wir aus der Krise? Kirchliche Statistik Österreichs 1945-1975 und ihre pastoralen Konsequenzen. Wien 1978.

Als sich die vielfältigen Kräfte innerhalb der AKP auf das hier anzusetzende Instrument – eine sozialemprirische Umfrage im großen Stil – geeinigt und ihre eigenen finanziellen Möglichkeiten ausgelotet hatten, galt es, die deutschen Bischöfe in ihren Rollen als Herausgeber und Pastoral-Verantwortliche zu gewinnen. Diese hatten, wenn sie sich, abgesehen von den Auseinandersetzungen um die Wochenzeitung „Publik“ (27.9.1968–19.11.1971), mit publizistischen Fragen überhaupt befassen mochten, einiges zu verdauen, bevor sie zu handfester Förderung ihrer eigenen Presse bereit waren.<sup>32</sup>

Denn die AKP-Blätter eilten, nicht zuletzt unter dem Eindruck des Walther Kampe-Diktums von 1964, wonach „unsere eigene Publizistik [...] immer noch etwas Ängstliches und Schlechtgelüftetes an sich“ habe<sup>33</sup>, von Standortbestimmung zu Standortbestimmung. Ihre „Grundsätze und Richtlinien für die Bistumspresse“ von 1969 setzten auf den „freien Dialog“ und auf Redaktionen, die „nach publizistischen Sachgesetzen“ arbeiten. Neben „Dialog“ wurde „Forum“ das zweite Schlagwort jener Jahre, und zwar, so in Richtlinie 1, „Forum einer ungehinderten und kritischen Meinungsbildung innerhalb der Kirche“.<sup>34</sup>

Als das Geld dann endlich floss, wurde 1975 vom Wuppertaler Institut für Kommunikationsforschung die „Feldbefragung“ durchgeführt. Sobald deren Bericht vorlag, konnten Verlage und Redaktionen schwarz auf weiß nachlesen, was ihre Leser und Nichtleser von ihnen erwarten – aber auch, was sie schon immer gewusst hatten: dass ihre Leserschaft sich mit der kirchentreuen Kerngemeinde deckte und dass sie mehrheitlich zu alt war.

Selbst wenn die Redaktionen alle auf mehreren Implementationstagen diskutierten Umsetzungsvorschläge hätten verwirklichen wollen, sie hätten die Talfahrt nicht mehr stoppen können. Auch die beiden auf die katholische Publizistik als Ganze bezogenen Großanstrengungen, die ich zum Schluss besprechen möchte, konnten das nicht: das Experiment der katholischen Wochenzeitung „Publik“ und die Pastoralinstruktion *Communio et Progressio* (CeP).

32 Vgl. Ferdinand Oertel: *Der Kirchenzeitungsmann. Erinnerungen aus fünfzig Journalistenjahren*. Berlin 2009, S. 238.

33 Vgl. Schmolke in: Wilke: *Mediengeschichte*, S. 362.

34 Oertel: *Kirchenzeitungsmann*, S. 161f.



## „Publik“ und *Communio et Progressio*

Beide Unternehmungen hatten das gleiche Ziel: Sie wollten der katholischen Publizistik im 20. Jahrhundert neue Lebenskraft einflößen – die erste (mindestens) in Deutschland, die zweite weltweit. Überraschenderweise griff die uns modern anmutende Gründung einer katholischen Wochenzeitung *comme il faut* auf ein altmodisches Rezept zurück, auf einen Traum aus dem 19. Jahrhundert: das „Blatt im großen Stil“. „Publik“ sollte mit einem Schlag das katholische Publikum, das auf vielen anderen Gebieten, z. B. Politik und Wissenschaft, das Inferiore längst abgestreift hatte, aus dem Sektor des Schlechtgelüfteten herausführen, auf dem Gebiet der Presse das *aggiornamento* eröffnen, von dem Johannes XXIII. gesprochen hatte.

*Communio et Progressio* hingegen, die auf Geheiß und auf der Basis des Konzilsdekrets *Inter mirifica* entstandene Pastoralinstruktion von 1971, bedeutete nicht Rückgriff, sondern Modernisierung. Während *Inter mirifica* das „ursprüngliche Recht“ der Kirche betonte, Kommunikationsmittel „zu benutzen und zu besitzen, soweit es für die christliche Erziehung und ihr Wirken am Heile der Seelen notwendig und nützlich ist“ (Art. 3), respektiert CeP die *instrumenta socialis communicationis* als Faktoren des menschlichen Fortschritts, als „runden Tisch“ (*circulum angustum*, Art. 19), ohne dabei eine besonders privilegierte Position der Kirche in Anspruch zu nehmen. Mehr noch: Meinungsfreiheit, Funktion der Öffentlichen Meinung, Medienfreiheit und Recht auf Information werden anerkannt und die Eigengesetzlichkeit der publizistischen Arbeit wird respektiert (Art. 25, 26, 33, 37, 39). Kurzum: Hier haben Ärzte ein Rezept formuliert, und ein Papst (Paul VI.) hat es unterschrieben. Über ganze Passagen hin ist man wirklich geneigt, an „gute Medien“ und nicht mehr an die „schlechte Presse“ zu denken.

Die Gründung von „Publik“ hingegen schuf ein Medikament, ohne eine Sicherheit über das Rezept zu haben, das der „Publik“-Erfinder Hans Suttner geschrieben hatte.<sup>35</sup> Zwar wurden die Patientenschaft analysiert und für das Anrühren der Arznei beste Zutaten gewählt, soweit man diese finden konnte. Aber das Medikament wirkte nicht so, wie man es sich erhofft hatte. Nicht alle Umstände bzw. Umstehen-

35 Hans Suttner: *Katholische Presse in Deutschland*. Statt noch einer Kritik: ein konkreter Vorschlag. Regensburg 1965. Die an namentliche Adressaten verteilten Exemplare waren fortlaufend nummeriert („Nr. 452, Herrn Dr. Michael Schmolke“).

den waren in die Vorausanalyse einbezogen worden. Die bestehenden Wochenzeitungen, von denen eine zugunsten von „Publik“ eingestellt wurde, betrachteten das Projekt mit diszipliniertem Misstrauen, die Bistumspresse mit mühsam verborgenem Futterneid. Alle Bischöfe hatten zugestimmt, aber einige waren nicht mit ganzem Herzen dabei. Sie sahen bald, dass die Verlagskonstruktion nicht funktionierte und dass es keinen Pater Ökonom gab, der effizient hätte wirtschaften können. Als am wenigsten zuverlässig erwies sich das angezielte Publikum. 1966/67 vom Allensbacher Institut für Demoskopie befragt, antwortete man (= „die katholische Laienintelligenz“) viel Gutes, aber als es ans Abonnieren ging, ließen sich die günstigenfalls erhofften 165 000 nicht aufreiben.

Das, was Alois Schardt in seinem letzten Leitartikel („Publik ist tot“ vom 19.11.1971) zusammenfassend „das katholische Milieu“ nannte, hatte sich gar nicht vorstellen können, dass es so etwas wie „Publik“ einmal hätte geben können.<sup>36</sup> Im gleichen Text griff Schardt das CeP-Wort vom runden Tisch auf. „Publik“, der nicht gelungene runde Tisch, konnte eingestellt, *Communio et Progressio* nicht ausradiert werden. Aber hat die Instruktion mehr bewirkt als die Wochenzeitung?

Schon zehn Jahre nach ihrer Veröffentlichung habe ich mir zu fragen erlaubt: „Welche Anstöße hätten von der Instruktion ausgehen können?“ Keine meiner fünf Fragen fanden umfassend positive, drei von ihnen strikt negative Antworten: (1) Das Verhältnis zwischen Amtsträgern und Medien habe sich nicht entkrampft. (2) Die kirchlich inspirierte Medienpädagogik habe sich nicht verbessert. (3) In den Köpfen der wissenschaftlichen Theologen habe CeP, von Ausnahmen abgesehen, nichts verändert.<sup>37</sup>

Nach zwanzig Jahren fielen die Urteile schlimmer aus. Susanne Kampmann bezieht die 1990 erschienene „Instruktion über die kirchliche Instruktion des Theologen“ ein, die sich ganz wesentlich auch mit Massenmedien befasst, und stellt in ihr eine Rückkehr zum vertikalen Kommunikationsmodell fest. Es korrespondiert mit einem vertikal konzipierten, vom Lehramt ausgehenden Kirchen-

36 Dazu Otto B. Roegele: „Publik“ – ein Lehrstück. In: Dieter Albrecht et al. (Hg.): Politik und Konfession. Festschrift für Konrad Reppen zum 60. Geburtstag. Berlin 1983, S. 535-564; Michael Schmolke (Hg.): Publik – Episode oder Lehrstück? Auskünfte über eine katholische Wochenzeitung. Paderborn 1974.

37 Michael Schmolke: Zehn Jahre nach „*Communio et Progressio*“ I. In: *Communicatio Socialis*, 14. Jg. 1981, S. 283-290.

verständnis.<sup>38</sup> Helmuth Rolfes befasst sich 1992 mit der in der Nachfolge von *Communio et Progressio* entstandenen Jubiläumsinstruktion *Aetatis novae* (22.2.1992) in Verbindung mit der an die Bischöfe gerichteten Ratzinger-„Instruktion über einige Aspekte des Gebrauchs der sozialen Kommunikationsmittel bei der Förderung der Glaubenslehre“ (9.6.1992). Lese man beide als wechselseitigen Kontext, so stoße man auf eine Mentalität, „die für die Kommunikation innerhalb der Kirche auf kirchliche Autorität und Amtsvollmacht setzt“.<sup>39</sup> Schaut man sich *Aetatis novae* heute noch einmal an, so fällt die Rückkehr zum Instrumentalismus auf: Fünf Kapitelüberschriften beginnen mit der Formel „Die Medien im Dienst ...“ – im Dienst nämlich „der Menschen und der Kulturen“, „des Dialogs mit der Welt“, „der menschlichen Gemeinschaft und des sozialen Fortschritts“, „der kirchlichen Gemeinschaft“ und einer „Neu-Evangelisierung“.<sup>40</sup>

Bona fide mag man die Dienst-Formel als Funktionalismus verstehen – im Wissen um die ideengeschichtlichen Voraussetzungen fällt mir das jedoch schwer. Rolfes dürfte es zutreffend benannt haben: Die Medien sind wieder nur Werkzeuge, sie „werden zu Instrumenten, mit denen der Welt die Wahrheit mitgeteilt wird“.<sup>41</sup> Die beiden Großanstrengungen, wie ich sie oben genannt habe – „Publik“ und CeP – sind gescheitert. Die eine, weil sie zu spät, die andere, weil sie zu früh kam? So würde ich heute nicht mehr urteilen. Vielleicht hatte Alois Schardt recht mit seinem Milieu. Es ist ja menschengemacht, unvollkommen. Man kann es totsagen, aber seine Relikte füllen die ganze Ebene. Durch deren Mühen zieht die katholische Publizistik fort und fort.

38 Susanne Kampmann: Abschied von einem horizontal-dialogischen Menschenbild? In: *Communicatio Socialis*, 24. Jg. 1991, S. 284-302.

39 Helmuth Rolfes: Soziale Kommunikation und Wahrheitsverwaltung. In: *Communicatio Socialis*, 25. Jg. 1992, S. 263-275.

40 Pastoralinstruktion „*Aetatis novae*“ zur sozialen Kommunikation zwanzig Jahre nach *Communio et Progressio*. Arbeitshilfe 98, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1992, Art. 7-11, S. 13-16.

41 Rolfes: Soziale Kommunikation, S. 273.